

IST DAS VORBETEN IN DER SYNAGOGUE MÄNNERSACHE?

Jedem seine Rolle

PRO

VON RABBINER JULIAN SOUSSAN

Neidlos gestehe ich: Meine Frau singt besser als ich. Dennoch steht für uns beide außer Frage, daß ich einspringe, falls der Chasan ersetzt werden muß. Ich gebe zu, mich gestraut zu haben, zu diesem Thema zu schreiben, denn die meisten Leser werden sicherlich schon eine Meinung zu diesem Thema haben, und da es oft emotional besetzt ist, gilt hier für viele der Grundsatz: „I've got my opinion, so don't confuse me with facts“ (Ich habe meine Meinung, verwirren Sie mich nicht mit Fakten).

Nichtsdestotrotz zunächst einige halachische Grundlagen, warum Frauen nicht als Chasan innerhalb des regulären Gottesdienstes agieren sollen. Ein Argument, das vor allem in unserer modernen emanzipierten Welt auf Widerstand stößt, besteht in der Aussage „Kol Ischa Erwata“, die Stimme einer Frau ist ihre Blöße. Hierzu ist vielleicht folgendes zu bedenken: Sicherlich würde es jeder ablehnen, wenn Beter in Bademode in die Synagoge kämen. Doch wer bestimmt solche sittlichen Grenzen? Während es in Frankreich gang und gäbe ist, sich zur Begrüßung ein (oder mehrere) Küßchen auf die Wangen zu drücken, würde dies in Deutschland oder Japan Bestürzung hervorrufen. Gelten diese Länder daher als moralisch rückschrittlich? Die gleiche moralische Haltung, die es uns gebietet, in „anständiger“ Kleidung zum Gebet zu erscheinen, setzt im Gottesdienst die Meßlatte so hoch, daß selbst der Gesang einer Frau Männer von ihrem eigentlichen Fokus auf Gott abzulenken droht.

Ein weiteres Argument ist der Grundsatz, daß nur derjenige, der zu einer Mizwa (einem Gebot) verpflichtet ist, andere von ihrer Verpflichtung befreien kann. Wenn jemand am Schabbat den Kiddusch für alle Anwesenden spricht, so haben diese durch ihn ihr Gebot erfüllt. Wenn aber derjenige



JULIAN SOUSSAN
ist Rabbiner der
jüdischen Gemeinde
in Düsseldorf.

gar keinen Kiddusch sprechen muß, weil er beispielsweise ein Nichtjude ist, kann er auch nicht für andere das Gebet sprechen. Da Frauen nicht die Pflicht haben, an allen Gebeten teilzunehmen, können sie anwesende Männer nicht von ihrer Verpflichtung befreien

(diese Regel hat viele Ausnahmen – wenn der Mann etwa den Kiddusch nicht sprechen kann, soll seine Frau es für ihn tun). Die Hauptfrage, die sich bei all den Diskussionen um die unterschiedlichen Aufgaben von Mann und Frau in Bezug auf die Religionsausübung stellt, ist die, ob hier eine Herabwürdigung der Frau zugrunde liegt, wie oft unterstellt wird.



Zu schön, um erlaubt zu sein? Die New Yorker Kantorin Rebecca Garfein. Foto: Karl Mittenzweil

Im Judentum lernen wir schon von der Schöpfung, daß es Unterschiede gibt: Tag und Nacht, Sonne und Mond, Wasser oben, Wasser unten, Meer und Land, Fische und Vögel, Mann und Frau, profane Tage und den heiligen Tag. Keiner käme wegen des Emanzipationsgedankens auf die Idee, nachts Sonnenbrillen zu tragen, da der Mond sonst im Verhältnis zur Sonne herabgewürdigt würde. Es gibt Unterschiede, und sie sollen auch als solche erkannt und berücksichtigt werden. Die Einschränkung der Gebote der Frauen werden auch damit begründet, daß Frauen, die etwa gerade stillen, unmöglich zu bestimmten Zeiten zu Gebeten beordert werden können. Diese Rücksichtnahme auf eine frauenspezifische Eigenschaft hat nichts mit Herabwürdigung zu tun, im Gegenteil. Es trägt der Tatsache Rechnung, daß es Unterschiede gibt, die gottgewollt und sinnvoll sind. Es stimmt mich nachdenklich, daß oft diejeni-

gen, die so religiös sind, daß für sie die Gebote inhaltlich wie musikalisch exakt gemäß der Tradition gesungen werden müssen, einen anderen Teil der Tradition kategorisch ablehnen, weil er nicht in ihr Sittenbild paßt.

Das Judentum ist ein Muster an Moral und Ethik. Wir sollten unser Weltbild an die Tora anpassen, nicht umgekehrt. Wer sich für Emanzipation einsetzen will, soll für gleiche Löhne bei gleicher Arbeit kämpfen oder dafür Sorge tragen, daß Unterschiede nicht ausgenutzt werden, indem Gruppen oder einzelne meinen, auf Grund der gottgegebenen Unterschiede mehr wert zu sein als andere. Ebenso wie ein Kohen dadurch nicht mehr wert ist, daß nur er den Tempeldienst verrichten darf, funktioniert auch ein Orchester nicht, wenn alle Bläser anfangen, Geige zu spielen. Das Judentum fordert Einheit und Gleichheit, aber ohne die Unterschiede zu verwischen.

ner Freunde dankbar verfolgen konnte, kann ich diejenigen beruhigen, die befürchten, daß ihre Kinder ausgerechnet in einer Umwelt wie im heutigen Deutschland durch die Lubawitscher zu „Fundamentalisten“ werden. Hier gilt wohl eher der talmudische Vergleich zum Erziehungsweisen, daß man einen schief wachsenden Baum in die entgegengesetzte Richtung beugen muß, wenn man ihn begradien will. *Heinz Schneier, München*

Kompliment und Kritik

Ulrich W. Sahn: „Zionisten aus Plastik“, *Jüdische Allgemeine* vom 26. Mai

Ich möchte Ihnen ein ganz großes Kompliment für Ihre Zeitung machen. Sie ist informativ, vielseitig, abwechslungsreich und kritisch. Diese Mischung findet der dürstende Leser im heutigen Blätterwald leider viel zu wenig. Um so schöner, daß es die Jüdische Allgemeine gibt. Vor allem die fundierte und umfassende Berichterstattung über Israel ist – gerade in diesen Zeiten – äußerst erfrischend gegenüber den schablonenhaften Kommentaren zum jüdischen Staat in anderen Gazetten. Gestatten Sie mir trotzdem einige Bemerkungen. Der Artikel über das neue Herzl-Museum war sicherlich amüsant. Aber daß Herzl 1904

den „Freitod wählte“ (allein schon die Formulierung) ist – einfach gesagt – falsch: Der rastlos um sein Volk bemühte Herzl kämpfte schon früh mit einer labilen Gesundheit, mußte sich zunehmend in Kur begeben und starb schließlich an physischer Erschöpfung. *David Harder, per E-Mail*

Gegenwart und Zukunft

Andrea Schlaier: „Schmutzige kleine Familie“ *Jüdische Allgemeine* vom 19. Mai
Ich stimme Niklas Frank zu. Die deutschen Frauen, als Töchter, Mütter und Großmütter, als sozial-psychologische Begleiterinnen, als „Passive“ und Aktivistinnen, als Antreiberinnen und Räuberinnen an der Seite ihrer Brüder, Söhne und Männer – sie haben sich bis heute, ebenso wie die Mehrheit der männlichen Täter und deren Söhne, nicht ihrer unmittelbaren und mittelbaren Verbrechen geschämt! Die reale historische Dominanz des Patriarchats ändert nichts an der Tatsache der Eigenverantwortung: Frauen wie Männer müssen sich jeder für sich und gemeinsam ihrer Verantwortung vor der Geschichte stellen. Dies ist in Deutschland bisher nur unzureichend geschehen. Nur die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit führt zur Aufklärung und

CONTRA

VON RABBINER ANDREAS NACHAMA

Die Erneuerung des Judentums im neunzehnten Jahrhundert wird oft auf die Formen des liberalen Gottesdienstes reduziert. Tatsächlich ging es jedoch um den Lebensnerv allen jüdischen Lebens. Wenn die Französische Revolution durch ihre für die moderne Existenz aller Juden bahnbrechende Position der „Gleichheit aller Menschen“ das Leben der Juden aus der Ghettoexistenz in die bürgerliche Gesellschaft katapultierte, dann sollte dies nicht nur nach außen gelten.

In welch beklagenswerten Zustand sich Gesellschaften befinden, die nicht von diesem modernen Menschenbild ausgehen, kann man in den männerbildgeprägten Gesellschaften des Mittleren und Nahen Ostens sehen. In den jüdischen Welten Westeuropas und den USA begann, außerhalb der von der Schtetl-Schul geprägten altfrommen Welt, vor etwa zwei Jahrhunderten eine Erneuerung des Judentums, ohne die die Mehrzahl jüdischer Gemeinden nicht existieren würde – und damit das, was wir heute als jüdisches Leben bezeichnen. Eine der ersten Errungenschaften der Reform war die Mädchenkonfirmation, heute Batmizwa genannt, die jetzt selbst altfromme Gemeinden eingeholt hat. Auch sie bieten jetzt ganz selbstverständlich solche Familienfeiern an, obwohl die jüdische Frau nach altfrommer Vorstellung von den zeitlich gebundenen, das heißt, den meisten Mizwot befreit ist.

Die modernen jüdischen Denker verglichen die von der Französischen Revolution ausgehende Veränderung des Menschenbildes hin zu der Gleichheit aller Menschen mit den Umwälzungen, die der Zerstörung des Tempels in Jerusalem folgten. „Wenn der Wunsch, Veränderungen anzubringen, bei den Rabbinern des Altertums möglich war, wurde uns diese Chance nicht auf gleiche Weise gegeben?“ fragte Alexander Kohut (1842-1894), der erste Professor für Talmudstudien am Jewish Theological Seminary (JTS) in New York. Sie verweisen auf Prophetinnen wie Mirjam, die Schwester Moses. Sie lesen den ersten Schöpfungsbericht, in dem es heißt, daß „Gott den Menschen ... Mann und Weib“ gleichzeitig in seinem Abbild erschuf. Und sie verstehen, daß im Judentum die soziale Differenzierung zwischen Mann und Frau so zur Reminiszenz wurde wie die biblischen Zitate den überkommenen Opferdienst im Jerusalemer Tempel betreffend.

1846 fand in Breslau eine Rabbinerkonferenz statt, die mit einem für die damalige Zeit – aber auch noch heute für altfromme Gemeinden – revolutionären Beschluß endete. Darin wurden Männer und Frauen in ihren religiösen Rechten und Pflichten für gleichwertig erklärt. Gleichwohl, wenn es darum ging, Frauen mit hochrangigen Führungspositionen wichtiger Organe der Gemeinde zu betrauen, machte sich noch bis

in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts eine hartnäckige innere Blockade bemerkbar. 1955 – also mehr als hundert Jahre nach der Breslauer Rabbinerkonferenz – beschloß das konservative „Committee on Jewish Law and Standards“, daß Frauen zur Tora auferufen und beim Gebetsquorum (Minjan) mitgezählt werden können.

Als erste Kantorin in die jüdische Geschichte ist, einem Artikel der New York Times vom 3. August 1955 zufolge, Betty Robbins im New Yorker Temple Avodah eingegangen. Erst 1972 erhielt die erste Frau nach der legendären Regina Jonas, die 1937 in Berlin zur Rabbinerin ordiniert worden war (und in Auschwitz ermordet wurde), am Hebrew Union College eine Smicha. Am JTS dauerte dies bis 1985.



ANDREAS NACHAMA
ist Rabbiner in der
jüdischen Gemeinde zu
Berlin und leitet die
Stiftung „Topographie
des Terrors“.

Heute gehören Frauen ganz selbstverständlich in nahezu allen nichtaltfrommen Gemeinden zum Gebetsquorum. Als im Februar 2004 in Sao Paulo Sandra Kochmann in ihr heiliges Amt eingeführt wurde, kommentierte Rabbiner David Weitman von der örtlichen Chabad-Lubawitsch-Organisation, es gäbe nichts, was erniedrigender sei („more degrading“) als eine Frau, die eine Kipa und einen rosafarbenen Talit trage. Jedoch ergänzte Weitman: „Es ist nicht verboten, aber es ist ein jahrtausendalter Brauch, der nicht verändert werden darf.“

Am 12. November 1997 bei den jüdischen Kulturtagen gehörte mein Vater, Oberkantor Estrongo Nachama, zu den Zuhörern im großen Saal des Centrum Judaicum. Zu hören war die New Yorker Kantorin Rebecca Garfein mit Nachamas Chor der Synagoge Pestalozzistraße. Alle waren von dem Engelsgesang der Chasanin gebannt. Ein folgenreiches Konzert: Eine der Chorsängerinnen beschloß, Kantorin zu werden, und der Oberkantor sang ein Jahr später zusammen mit Chasanin Garfein in „seiner“ Synagoge Pestalozzistraße.

Daraufhin fragte, wie er denn die jahrtausendalte Tradition bewerte, den jüdischen Gottesdienst den Männern allein zu überlassen, verwies er darauf, daß neben ihm Männer wie Frauen in grausamster Weise in Auschwitz auf Kiddusch haschem ihr Leben gegeben hatten und also jetzt auch diesen wunderbaren Kiddusch tun sollen und können.

Berichtigung

Durch einen Übermittlungsfehler hieß es in einem Satz des Artikels von Wolfgang Bosbach am 26. Mai an dieser Stelle: „...Hetzer und Mörder neben Kinderschändern.“ Statt „Kinderschändern“ sollte es jedoch „Widerständler“ heißen. *d. Red.*

Leserbriefe

Vertrauen und Dankbarkeit

Forum: „Hat Chabad Lubawitsch zu großen Einfluß in den jüdischen Gemeinden?“, *Jüdische Allgemeine* vom 19. Mai

Gerade die weitgehend christianisierten Juden unserer Zeit sind für Seelsorge und Missionierung, wie sie die Lubawitscher im eigenen Volk betreiben, aufgeschlossener als gegenüber Rabbinern, die sich noch immer als absolute Richter ihrer Gemeinden fühlen, und es erweist sich, daß auch säkulare Juden orthodoxe Rabbiner akzeptieren, wenn sie ihnen nicht nur immer sagen, was sie alles falsch machen, und erwarten, daß man ihnen demutvoll zu ihnen pilgert. Statt den Lubawitschern dankbar zu sein, daß sie sich wohl uneigennützig Begeisterung für das Judentum einsetzen, empfinden sich die trägen Etablierten von soviel Schwung überrannt und befürchten berechtigterweise, den Vergleich nicht zu bestehen. Insbesondere geht ihnen tiefster Dank dafür, daß sie sich der Erziehung der Kinder widmen. Und als betroffener Vater, der die Bemühungen des Rabbiners Diskin in München bei der Erziehung seines Sohnes und sei-

ner Emanzipation, zur Menschwerdung – von Frauen und Männern, in Gegenwart und Zukunft. *Reinhold Schramm, Berlin*

Abscheu und Entsetzen

Wolfgang Bosbach: „Reine Parteitaktik“ (Contra zum Forum: „Muß die NS Geschichte aller Bundesministerien aufgearbeitet werden?“), *Jüdische Allgemeine* vom 26. Mai
Mit Abscheu und Entsetzen habe ich den Beitrag von Wolfgang Bosbach gelesen. Es kann doch wohl nicht angehen, daß er die Aufarbeitung historischer Wahrheiten so primitiv hinstellt, als wolle Joschka Fischer nichts anderes als von der angeblichen Vissaffäre ablenken. Die NS-Verstrickungen sind eben nicht intensiv untersucht worden. Wer als NSDAP-Mitglied ein hohes Amt innehatte, muß über die verbrecherischen Vorgänge in den Ämtern gewußt haben. Das waren keine harmlosen „Jugendsünden“ die eine „Zweite Chance“ bekommen haben. Von daher ist es eine Geckmackslosigkeit und gezielte Bosheit, wenn Bosbach den Vergleich zu den „Jugendsünden“ der Achtundsechzigergeneration herstellt, die es verstehen würde, „über eigene Jugendsünden und Verfehlungen großzügig hinwegzusehen“. Ausgerechnet die FAZ muß Bosbach als Beweis seiner

Ausführungen zitieren. Diese Zeitung, die sich nicht zu schade ist, Leserbrief mit tiefer Bräunung und eindeutig antisemitischen Inhalts abzudrucken – man lese als Beispiel nur die Briefe zum Fall Hohmann nach. Die FAZ ist die Zeitung, die In-memoriam-Anzeigen mit dem „Eisernen Kreuz“ zuläßt. *Karl-Heinz Kamberg, Mainz a.M.*

Für wie dumm hält Herr Bosbach eigentlich die Leser der Jüdischen Allgemeinen? Den Grünen wirft er, weil diese die NS-Geschichte aller Bundesministerien aufzuarbeiten empfehlen, Parteitaktik vor. Als stellvertretender Vorsitzender der CDU-Fraktion sollte er die Empfehlung der Grünen begrüßen und unterstützen. Genau dies tut er nicht, er nutzt die Gelegenheit, Stimmung gegen Herrn Fischer zu machen und mit dem Hinweis auf die FAZ zu suggerieren, es gehe den Grünen darum, eine tiefe Nachbräunung der Politik vor 1998 in Gang zu setzen. Recht haben die Grünen damit, weil's der Wahrheit entspricht. *Detlev Weber, Frankfurt a.M.*

Leserbriefe sind keine redaktionelle Meinungsäußerung. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor.